

Zwischen Korsett und Zwangsjacke : die Historikerin Christine von Hoiningen-Huene (1848-1920)

Autor(en): **Berlis, Angela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte = Revue suisse d'histoire religieuse et culturelle = Rivista svizzera di storia religiosa e culturale**

Band (Jahr): **98 (2004)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-130339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwischen Korsett und Zwangsjacke: Die Historikerin Christine von Hoiningen-Huene (1848–1920)

Angela Berlis

Computerprogramme korrigieren heutzutage automatisch Fehler beim Schreiben eines Textes. In einer der früheren Fassungen des Word-Perfect-Programms schlug die Rechtschreibe-Korrektur vor, das Wort «Historikerin» durch «Hysterikerin» zu ersetzen. In diesem Beitrag soll die Geschichte einer Frau erzählt werden, der es im ausgehenden 19. Jahrhundert ähnlich ergangen ist.¹

Die Lebensgeschichte der heute praktisch vergessenen Historikerin Christine Freiin von Hoiningen-Huene liest sich spannend wie ein Roman von Eveline Hasler.² In den Dokumenten ihres Lebens, aufbewahrt in verschiedenen Archiven, scheint der Spannungsreichtum eines Frauenlebens im Kampf um ein selbstbestimmtes und fruchtbares Leben an der Wende zum 20. Jahrhundert auf. Dies lässt sich natürlich für viele Frauen dieser Zeit sagen – jedoch ist der hier gewählte Fall besonders markant. Zudem kann daran methodisch demonstriert werden, wie schwer es ist, die Spirale des Vergessens «umzubiegen», gerade da, wo es um Menschen geht, die bereits in ihrer eigenen Zeit marginalisiert wurden. Der Begriff der *Spirale* wurde gewählt, um darauf aufmerksam zu machen, dass Vergessen immer wieder neues Vergessen zur Folge hat.

Der erste Teil dieses Beitrages ist in der Ich-Erzählform gehalten. Der Lebenslauf Christine von Hoiningen-Huenes wird nicht in der üblichen Reihenfolge erzählt, sondern anhand meiner eigenen Spurensuche nach ihr entfaltet. Methodisch kann auf diese Weise demonstriert werden, wie schwierig es ist, einmal ins Abseits geratenes Wissen wieder in Erinnerung zu bringen.

¹ Beim vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine gekürzte und aktualisierte Fassung meines Artikels: Das Schicksal der Christine von Hoiningen-Huene (1848–1920). Geisteskrankte Querulantin oder gelehrte Historikerin?, in: Maaïke de Haardt/Magda Misset-van de Weg/Ine Van Den Eynde/Marijke Verhoeven (Hg.), *Proeven Vrouwenstudies Theologie VII*, (IIMO RP 60), Zoetermeer 2002, 143–165.

² Eveline Hasler hat in ihrem Roman «Die Wachsfügel» (Zürich 1991) die Lebensgeschichte der Emilie Kempin-Spyri (1853–1901) erzählt, die 1887 als erste Frau in Zürich im Fach Jura promovierte. Sie starb in der Irrenanstalt Friedmatt in Basel.

Der Werdegang dieser Frau wird vor dem zeitgenössischen geschichtlichen Hintergrund aufgearbeitet. Dabei kommen Themen wie das deutsche Justizwesen, die Entwicklung des Frauenstudiums, die Professionalisierung der Geschichtsschreibung und die Situation katholischer Oppositioneller nach dem Ersten Vatikanum (1869/70) zur Sprache.

Erste Begegnungen

Der Name Christine von Hoiningen-Huene begegnete mir zum ersten Mal während meines Studiums, als ich mich für die alt-katholische Bekennerin Amalie von Lasaulx (1815–1872) zu interessieren begann. Schwester Augustine, wie sie mit ihrem Ordensnamen hiess, war ab 1849 Oberin des von den Borromäerinnen geführten St. Johannishospitals in Bonn. Durch die Betreuung von Verwundeten und Sterbenden in den Kriegen von 1864 und 1866 wurde sie in ganz Deutschland bekannt. Noch berühmter wurde sie dadurch, dass sie nach dem Ersten Vatikanum (1869–1870) öffentlich gegen die neuen Dogmen des Jurisdiktionsprimates und der Unfehlbarkeit des Papstes Stellung bezog und deshalb im November 1871 als Oberin abgesetzt wurde. Die mutige Ordensfrau starb bereits 1872, verstossen und entehrt.³ Sechs Jahre nach ihrem Tod erschienen innerhalb weniger Monate gleich zwei Biographien über sie. Die eine stammte vom ersten alt-katholischen Bischof Joseph Hubert Reinkens (1821–1896),⁴ die andere erschien anonym unter dem Titel «Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine».⁵ Im Bonner Alt-Katholischen Universitätsseminar befindet sich ein Exemplar dieses Buches; auf der Titelseite hatte jemand mit Bleistift in Sütterlinschrift hinzugefügt: «Verfasserin: Christine Freiin von Hoiningen-Huene».

Ich machte mir damals keine besonderen Gedanken darüber, warum dieses Buch anonym erschienen war, und es fiel mir auch nicht auf, dass es gerade eine Frau war, deren Name hier im Dunkeln blieb. Als ich mich einige Jahre später erneut mit Amalie von Lasaulx beschäftigte,⁶ sagte ich mir, dass ich zum besseren Verständnis ihrer Biographie doch etwas mehr über diese offensichtlich vollkommen unbekannte Autorin in Erfahrung bringen müsse.

Die Erarbeitung von Frauenbiographien aus dem 19. Jahrhundert ist oft eine mühsame Angelegenheit. Dies liegt daran, dass relativ wenige Frauen einen Beruf ausgeübt haben, durch den ihr Lebenslauf aktenkundig wurde und damit der Nachwelt erhalten blieb. Im bürgerlichen Zeitalter definierte sich Berühmtheit im allgemeinen über die Berufskarriere oder über die durch vornehme Geburt mitge-

³ Ausführlicher über sie: Angela Berlis, «Mieux que six évêques et douze professeurs...». Amalie von Lasaulx (1815–1871) et la naissance du vieux-catholicisme allemand, in: *Archivio per la storia delle donne* 1, a cura di Adriana Valerio, D'Auria: Napoli 2004, 227–236.

⁴ Joseph Hubert Reinkens, *Amalie von Lasaulx. Eine Bekennerin*, Bonn 1878.

⁵ [Ch. von Hoiningen-Huene], *Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannishospital zu Bonn*, Gotha 1878.

⁶ Vgl. Angela Berlis, *Frauen im Prozeß der Kirchwerdung. Eine historisch-theologische Studie zur Anfangsphase des deutschen Altkatholizismus (1850–1890)*, Frankfurt a.M. 1998, 555–560.

gebene und im Laufe des Lebens ausgebaute Möglichkeit zur Erlangung einer öffentlichen Stellung. Frauen aus dem Bürgertum und dem Adel waren jedoch nur eingeschränkt «berufsfähig».

Im deutschen biographischen Standardwerk des 19. Jahrhunderts, der «Allgemeinen Deutschen Biographie»⁷, steht einer übergrossen Mehrheit von Männern eine relativ geringe Zahl von Frauen gegenüber. Während Männer in diese «allgemeine» Biographie aufgenommen wurden, weil sie sich als Staatsmann, Professor, Gelehrter oder Künstler einen Namen gemacht haben, wurden Frauen vor allem dann biographisch erfasst, wenn sie als Künstlerinnen oder wegen ausserordentlicher Verdienste – wie etwa Amalie von Lasaulx – allgemein bekannt geworden waren. Christine von Hoiningen-Huene ist darin nicht zu finden (der letzte Band erschien acht Jahre vor ihrem Tod) und auch in spätere, ähnliche Lexika nicht aufgenommen worden. Sie hat jedoch einen anderen wichtigen Vorteil, und zwar ihre adelige Abkunft. Die ersten Informationen über sie konnte ich schliesslich im Genealogischen Kalender des Adels finden.

Dem Adelskalender zufolge ist Christine Ernestine Maria von Hoiningen genannt Huene im Revolutionsjahr – am 21. Juli – 1848 in Koblenz geboren. Sie war die älteste Tochter von Anselm August von Hoiningen gen. Huene (1817–1882) und Maria Longard (1823–1882) und hatte zwei jüngere Brüder, Ernst (1849–1924) und Hans (1856–1918). Am 15. April 1888 heiratete sie in Bonn Otto Perthes (1842–1925), der nach seinem evangelischen Theologiestudium zunächst Gefängnisprediger und zum Zeitpunkt der Heirat Oberlehrer am Gymnasium in Bielefeld war.⁸ Die Ehe wurde fünf Jahre später wieder geschieden.⁹ Auffällig am Eintrag ins Adelsstammbuch ist, dass Christine von Hoiningen-Huene am 21. Januar 1920 in Zürich gestorben ist. Ihr Lebensweg hatte sie demnach irgendwie von Koblenz über Bielefeld (dem Wirkungsort ihres Mannes) ins Ausland geführt. Die Eckdaten ihres Lebens waren nun bekannt – aber was lag dazwischen?

Um das herauszufinden, wandte ich mich schriftlich an eine Nachfahrin des jüngsten Bruders von Christine von Hoiningen-Huene, und fragte bei ihr an, ob sie über einen schriftlichen Nachlass «ihrer Vorfahrin» verfüge. Damals war ich immer noch mehr an Amalie von Lasaulx als an ihrer Biographin interessiert und hoffte, in einem vielleicht existierenden Nachlass Hinweise auf sie zu finden. Die Antwort der Baronin war eine grosse Überraschung. In einem kurzen Schreiben teilte sie mir mit, dass Briefe und andere Dokumente im Krieg verloren gegangen seien. Christine von Hoiningen-Huene sei keine direkte Vorfahrin von

⁷ In 56 Bänden zwischen 1875 und 1912 (Neudruck 1967–1971) erschienen und herausgegeben von der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Ignaz von Döllinger und Leopold von Ranke hatten einen maßgeblichen Anteil am Zustandekommen dieses «für die Gesammtheit der Gebildeten» berechneten Werkes. O. Hartwig, Zur deutschen Biographik, in: Deutsche Rundschau, 25 (1899) 98, 464–468, hier 465.

⁸ Mitteilungen von Bärbel Sunderbrink, Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld, 18. Juli 1995; Nachruf in: Ravensberger Blätter Nr. 1/2, 1925.

⁹ Genealogisches Handbuch des Adels, B II, Glücksburg 1957, 194.

ihr, sie sei kinderlos gestorben. Sie habe in der Schweiz gelebt und die Schweizer Staatsangehörigkeit besessen.¹⁰ Am meisten überraschte mich jedoch die Mitteilung, dass Christine von Hoiningen-Huene an der Philosophischen Fakultät in Bern mit einer historischen Arbeit über die Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland im 17. Jahrhundert promoviert worden sei.¹¹ Ein Jahr nach der Promotion erschien die Dissertation 1899 im Druck.¹²

Diese Informationen waren gänzlich unerwartet. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Biographie über Amalie von Lasaulx das zugegebenermassen gut geschriebene und historisch interessant verarbeitete Einzelwerk einer Schattenfrau gewesen. Aufgrund dieser neuen Erkenntnisse erhielt es plötzlich einen ganz anderen Stellenwert: Jetzt wurde es zum Erstlingswerk einer angehenden Historikerin, die augenscheinlich zur ersten promovierten Frauengeneration gehört hatte.

Weitere Nachforschungen ergaben, dass tatsächlich ein Nachlass von ihr existiert, der weitere Überraschungen bereithielt. Aufgrund dieser und anderer Funde erhielt ich weitere Einblicke in ihr Leben und Werk. Ihre Biographie erweist sich als höchst aufschlussreich im Hinblick auf die Möglichkeiten und die Begrenzungen von Frauen in der Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

Die Entwicklung des Frauenstudiums in der Schweiz

Während in Deutschland Frauen erst Anfang des 20. Jahrhunderts zum Studium an Universitäten zugelassen wurden,¹³ öffneten ihnen die Universitäten anderer Länder bereits früher die Tore. Die Universitäten in Paris (1863) und Zürich spielten hier eine Pionierrolle. Mit dem Immatrikulationsgesuch Nadeschda Suslowas (1843–1918) aus St. Petersburg an die medizinische Fakultät in Zürich begann dort 1867 die Zulassung von Frauen zum Studium.¹⁴ Davor hing die Teilnahme von Frauen als Hörerinnen von der Zustimmung des betreffenden Profes-

¹⁰ Mitteilung von Baronin Hobe-Gelting am 20. Mai 1995 an die Verfasserin. Laut Schreiben der Schweizerischen Bundeskanzlei vom 22. Januar 1904 stellte Ch. von Hoiningen-Huene am 8. Dezember 1903 einen Antrag auf Zuerkennung des Berner Gemeinde- und Kantonsbürgerrechtes. Dieser Antrag wurde abgewiesen (vgl. Nachlass Christine von Hoiningen-Huene, Zentralbibliothek Zürich [= NL ChHH Zürich], MS Z II 3008, Nr. 8).

¹¹ Die Angaben von Baronin von Hobe-Gelting können aufgrund der Akten im Berner Universitätsarchiv präzisiert werden. Danach promovierte Christine von Hoiningen-Huene bei Prof. Brückner mit einer Dissertation über «Petrus Valkenier und die Züricher Capitulation vom Jahr 1693». (Staatsarchiv Bern [= StA Bern] BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898; mit frdl. Dank an Dr. Franziska Rogger).

¹² Christine von Hoiningen-Huene, Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland im 17. Jahrhundert, Berlin 1899.

¹³ Baden liess im Jahr 1900 als erster deutscher Staat Frauen zu; es folgten Bayern 1903, Württemberg 1904, Sachsen 1906, Thüringen 1907, Elsass-Lothringen und Preußen 1908 und Mecklenburg 1909. Für einen geschichtlichen Überblick über die Mädchen- und Frauenbildung vgl. Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1996.

¹⁴ Vgl. Franziska Rogger, Der Doktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern, Bern 1999 (2., erg. Auflage 2002), 20; 239.

sors ab.¹⁵ Die ersten Studentinnen in der Schweiz kamen aus Russland (darunter auch Finninnen und Polinnen), die meisten jüdischer Herkunft.¹⁶ Frauen durften zwar im Zarenreich bereits Medizin studieren, aber für Jüdinnen standen nur beschränkt Studienplätze zur Verfügung. Auch Oppositionelle, die im eigenen Land nicht zugelassen wurden, gingen zum Studium in die Schweiz.

In Bern liess der Senat der Universität 1874 Frauen offiziell zum Studium zu. Zur Einschreibung in Bern musste ein Leumundszeugnis und eine Altersbescheinigung (Mindestalter 18 Jahre) beigebracht werden. Frauen mussten zusätzlich eine beglaubigte Bewilligung ihrer Rechtsvertreter (Eltern oder Ehemann) vorlegen oder auf andere Weise beweisen, eine eigenständige Rechtsperson zu sein. Erst 1901 wurde dieser «Vormundschaftsparagraph» aufgehoben.¹⁷

Christine von Hoiningen-Huene hat im Herbst 1896 ihr Studium zunächst in Zürich angefangen und ist im Mai 1898 nach Bern gewechselt. Sie studierte Geschichte, deutsche Rechtsgeschichte sowie deutsche und französische Literaturgeschichte. In Bern belegte sie im Sommersemester 1898 bei Oskar Walzel (1864–1944) deutsche Literaturgeschichte, bei Eugène Michaud (1839–1917) französische Literaturgeschichte sowie Stilistik und Rhetorik und bei Philipp Woker (1848–1924) Geschichte des Mittelalters und Geschichte der neueren Zeit.¹⁸ Michaud und Woker lehrten damals beide sowohl an der (christ-katholischen) Katholisch-theologischen Fakultät (beide Kirchengeschichte und ein weiteres Fach) als auch an der Philosophischen Fakultät. Mit der Familie Woker verkehrte Christine von Hoiningen-Huene auch gesellschaftlich. Philipp Woker stammte aus Deutschland und war Anfang der siebziger Jahre Sekretär und Mitarbeiter Döllingers in München; 1875 war er an die neu gegründete Katholisch-theologische Fakultät gekommen, wo er bis 1924 Kirchengeschichte und Kirchenrecht lehrte.¹⁹ Ab 1888 war er zusätzlich auch für Allgemeine Geschichte an der Philosophischen Fakultät zuständig; in seinen Vorlesungen über Revolutionsgeschichte sassen spätere Berühmtheiten wie Rosa Luxemburg (1871–1919),

¹⁵ Vor der Institutionalisierung des universitären Frauenstudiums hat es immer wieder einzelne studierte und promovierte Frauen gegeben. Vgl. Tineke van Loosbroek/Ulla Jansz/Annamarie de Wildt/Mirjam de Baar/Franziska de Haan/Fia Dieteren (Red.), *Geleerde Vrouwen* (Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis, 9), Nijmegen 1988; für die Schweiz: Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank* (wie Anm. 14), 20.

¹⁶ Vgl. Daniela Neumann, *Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867–1914)*, Zürich 1987, 97–116. Für Hinweise auf Literatur zur Geschichte des Frauenstudiums in der Schweiz danke ich Dr. Franziska Rogger (Universitätsarchiv Bern) und Marianne Howald (Stadtarchiv Bern).

¹⁷ *Hochschulgeschichte Bern 1528–1984*, hg. von der Kommission für bernische Hochschulgeschichte, Bern 1984, 497–500.

¹⁸ Vgl. StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898 (Lebenslauf Ch.v. Hoiningen-Huene). Vgl. auch Universität Bern. *Vorlesungen im Sommer-Semester 1898*, Bern 1898; StA Bern, BB IIIb 763 (Cassebuch); StA Bern, BB IIIb 836 (Hauptbuch des Quästors), S. 95, 138, 168, 169, 177. Im WS 1898/99 hat Ch. v. Hoiningen-Huene offensichtlich keine Veranstaltungen belegt.

¹⁹ Vgl. Albert Emil Rüthy, *Die Christkatholisch-theologische Fakultät im Lichte der Vorlesungsverzeichnisse*, in: *Hundert Jahre Christkatholisch-theologische Fakultät der Universität Bern*, Beiheft zur Internationalen Kirchlichen Zeitschrift, 64 (1974), 13–23, hier 17.

Leo Trotzki (1879–1940) und Wladimir Iljitsch Lenin (1870–1924).²⁰ Im Sommersemester 1898 arbeitete Christine von Hoiningen-Huene für ihn und fiel dabei durch die «geistige Frische und wissenschaftliche Tüchtigkeit» auf, die sie an den Tag legte.²¹

Zwanzig Jahre nach der Promotion der ersten Historikerin an der Berner Philosophischen Fakultät²² bestand Christine von Hoiningen-Huene am 26. November 1898 die Doktorprüfung *magna cum laude* in Geschichte als Hauptfach sowie Neuhochdeutsch und Französisch als Nebenfächer.²³

Die Biographie zeigt bisher kaum Auffälligkeiten, denn die Klippen ihres Lebens wurden bislang nicht erwähnt. Sie werden erst sichtbar, wenn ausser den Daten der Berufsbiographie auch ihr persönlicher Nachlass und ihre autobiographische Schrift «Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz», in die Überlegungen einbezogen werden.²⁴

Die Klippen im Leben der Christine von Hoiningen-Huene

Es gab im Leben der Christine von Hoiningen-Huene *eine* riesengrosse Klippe, die ihr zeit ihres Lebens immer wieder bedrohlich wurde: Ihre Familienangehörigen, die wegen der gesellschaftlichen Stellung der Familie versuchten, sie in ihrem Schaffensdrang und ihren Neigungen zu beschneiden. Daneben schuf sie sich bei der Suche nach ihrer Bestimmung aber auch selbst weitere Klippen. Bei dieser Suche waren ihr nur wenige Helfer beschieden.

Bereits als Schülerin im Klosterpensionat auf der Rheininsel Nonnenwerth entwickelt Christine von Hoiningen-Huene «ein dauerndes Interesse an geschichtlichen Studien».²⁵ Jedoch sieht sie darin zunächst nicht ihr Lebensziel, wie sie 1896 rückblickend schreibt: «Mein Herz hing jedoch nicht an wissenschaftlichen Studien, sondern am Familienleben».²⁶ Zunächst versorgt sie ihre Eltern bis zu deren Tod. Danach schaut sie sich nach einem geeigneten Partner um, hat dabei aber wenig Glück. Die Anknüpfung von Beziehungen zu zwei Männern werden, wie sie später schreiben sollte, «durch unverantwortliche Eimischereien vereitelt».²⁷

Als ihr jüngster Bruder Hans 1884 Witwer wird, übernimmt Christine von Hoiningen-Huene die Führung seines Haushalts und die Erziehung seines Sohnes Ferdinand (1884–1917). Nebenher arbeitet sie an einem Beitrag über den Kon-

²⁰ Vgl. Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank* (wie Anm. 14), 89; 236, 179.

²¹ Philipp Woker am 16. Dezember 1904 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 70):

²² Es handelte sich um Lina Beger (1853–1942) aus Offenburg. Vgl. Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank* (wie Anm. 14), 89; 236.

²³ Vgl. StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898.

²⁴ Christine von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, Zürich 1896.

²⁵ StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898. Vgl. auch ihren Artikel: Christine von Hoiningen-Huene, Nonnenwerth. Eine rheinische Klosterschule, in: *Deutsche Rundschau*, 25 (1899), 100, 274–287.

²⁶ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz* (wie Anm. 24), 6.

²⁷ Ebd., 7.

vertiten Ernst Landgraf von Hessen-Rheinfels (1623–1693).²⁸ Im Dezember 1886 geht Hans von Hoiningen-Huene eine zweite Ehe ein. Seine Schwester wird nun nicht mehr gebraucht, sie zieht nach Bonn, wo sie das «Aufhören der mir lieb gewordenen Tätigkeit als Hausfrau» vermisst.²⁹ Die sich anbahnende Entfremdung zwischen den Geschwistern wird verstärkt durch Christines Eindruck, dass die neue Schwägerin Adelheid von Hagens (1851-1918) es nicht gutheisst, dass beide Brüder auf den Wunsch der Eltern hin einige Jahre zuvor auf einen Grossteil ihres Erbes zugunsten ihrer ältesten Schwester verzichtet haben.

Es kommt zum offenen Konflikt, als Christine von Hoiningen-Huene, inzwischen fast vierzig Jahre alt, sich zur Heirat mit Otto Perthes entscheidet, der mütterlicherseits von dem Dichter Matthias Claudius (1740–1815) abstammt. In den Augen ihrer Familienmitglieder ist diese Verbindung mit einem Bürgerlichen, der auch noch einer anderen Konfession angehört, eine Mesalliance erster Güte.³⁰ Die Familie bricht jeglichen Kontakt mit ihr ab.

Es war wohl nicht nur die Suche nach einem Familienleben und die Angst vor der Einsamkeit, sondern auch das Bedürfnis nach einem erfüllten Leben, nach dem Christine von Hoiningen-Huene sich sehnte:

Ich äußerte damals zuweilen, das Leben einer Waschfrau, die bei harter Arbeit ein Dutzend Kinder aufzuziehen habe, komme mir beneidenswerth vor im Vergleich zu dem Dasein jener schöngeistigen, alten Fräulein, in deren Kreis in Bonn ich hineingerathen war und deren mit Thee- und Kaffeegesellschaften, Vereinen, Concerten und dergleichen ausgefülltes Leben mich anwiderte.³¹

Während verschiedene Personen Christine von Hoiningen-Huene zur Heirat raten und Otto Perthes' Schwester Agnes sie förmlich dazu drängt³², geht auch ihr Verlobter die Verbindung nicht aus voller Überzeugung ein. Dies erhellt ein Brief Christines an ihren Verlobten wenige Wochen vor der Hochzeit:

Bitte, sei *davon* überzeugt, daß Du mir eine viel größere Freundschaft erweistest, wenn Du jetzt noch zurücktrittst, als wenn Du mich mit Selbstüberwindung heirathest. Ich kann mein Leben sehr gut auch ohne Mann nützlich machen, und außerdem, wenn Gott mich zum Heirathen bestimmt hat, kann Er mir einen Andern geben, der nicht an solchen Anfällen von Reue leidet.³³

²⁸ Ebd., 8. [Christine von Hoiningen-Huene], Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Schriften, in: Deutsche Rundschau, 13 (1887), 52, 37–62; 215–241. Wegen seiner detaillierten und umfassenden Quellenkenntnis gehört dieser Aufsatz bis heute «zu den grundlegenden Forschungsbeiträgen zur Biographie des Landgrafen Ernst». Alexander Ritter, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1623–1693). Konversion und Irenik als politische Faktoren, in: Harm Klüeting (Hg.), Irenik und Antikonfessionalismus im 17. und 18. Jahrhundert, Hildesheim 2003, 117-140, hier 123f., Anm. 29. Ritter gibt an, er habe die Autorin «aufgrund der von ihr im Staatsarchiv in Marburg benutzten Quellen» identifiziert (ebd.).

²⁹ Von Hoiningen-Huene, Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz (wie Anm. 24), 9.

³⁰ Vgl. etwa Ernst von Huene an Christine von Hoiningen-Huene, 14. Januar 1888 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3006, Nr. 17a/18).

³¹ Von Hoiningen-Huene, Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz (wie Anm. 24), 9.

³² Vgl. ebd., sowie das Zeugnis von Anna Ockenfels, Heimersheim am 20. April 1896 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 13).

³³ Christine von Hoiningen-Huene an Otto Perthes, 2. Februar 1888 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 15/15a).

Die Ehe zwischen Otto und Christine Perthes ist von Anfang eine Zweckbeziehung ohne viel Zuneigung auf beiden Seiten. Bereits am 1. Juni 1892 trennen sich die Ehegatten und Christine fasst den Plan, ein eigenes Haus in Unkel am Rhein zu bauen. Hier hat sie einen Grossteil ihrer Kindheit verbracht. Mit der Pflege von Kranken und historischen Arbeiten will sie ihr Leben ausfüllen.³⁴ Gleichzeitig führt sie mehrere Klagen gegen Personen, die sich ihrer Ansicht nach ungebührlich in ihre Angelegenheiten eingemischt haben. Ihre Prozessfreudigkeit trägt ihr den Ruf einer Querulantin und Exzentrikerin ein, die unter «Liebeswahnsinn» und «Verfolgungswahnsinn» leide.³⁵

Schliesslich willigt Otto 1893 unter der Bedingung in die Scheidung ein, dass seine Frau zuvor ein Gespräch mit Professor Carl Pelmann (1838–1916), dem Leiter der Provinzialen Heil- und Pflgeanstalt in Bonn führt.³⁶ Pelmann teilt Otto Perthes nach dem Gespräch mit, dass bei seiner Frau eine «Geistesstörung» vorliege. Am Ende dieses Schreibens, das in der Art eines Gutachtens abgefasst ist, wechselt Pelmann die Tonart und rät Otto Perthes nunmehr «als Mann dem Manne», in die Scheidung einzuwilligen.³⁷ Am 26. September 1893 wird die Ehe aufgrund der «Verschiedenartigkeit der gesamten Lebensanschauungen» geschieden und Christine nimmt ihren eigenen Familiennamen wieder an.³⁸

Ohne ihr Wissen stellen ihre Brüder im August 1894 einen Antrag beim Amtsgericht, für sie wegen ihrer Wahnvorstellungen einen Vertreter zu ernennen und sie selbst in eine Heilanstalt einzuweisen.³⁹ Am 16. November 1895 wird Christine von Hoiningen-Huene vom Königlichen Amtsgericht zu Linz am Rhein wegen Geisteskrankheit entmündigt; ihre Wahnideen hätten einen gefährlichen Charakter angenommen, da sie Klagen gegen verschiedene hoch angesehene Personen führe und dabei ihr Vermögen verzettele.⁴⁰ Ihre Entmündigung wird als Schutz ihrer Person und anderer Persönlichkeiten sowie als Sorge für die Erhaltung ihres Vermögens ausgegeben. Ihr jüngster Bruder Hans wird zu ihrem Vormund eingesetzt.⁴¹ Einmal in der Mühle der Geisteskrankheit, wird alles, was sie unternimmt, um Einsicht in die Akten zu gewinnen, als Beweis für ihren Querulantenwahnsinn angesehen.⁴²

Bevor das Linzer Gericht sein Urteil fällt, wird Christine von Hoiningen-Huene im Februar 1895 vorgeladen. Aus Furcht vor einer Gefangennahme und gewaltsamen Einweisung in eine Heilanstalt flieht sie am Tag vor der Vorladung

³⁴ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz* (wie Anm. 24), 17. 20.

³⁵ Ebd., 41.

³⁶ Vgl. Linda Orth/Wolfgang Klenk, «Pass op, sonst küss de bei de Pelman». *Das Irrenwesen im Rheinland des 19. Jahrhunderts*, Bonn 1994.

³⁷ Carl Pelmann an Otto Perthes am 16. Juli 1893 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 14).

³⁸ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz* (wie Anm. 24), 44.

³⁹ Vgl. ebd., 55.

⁴⁰ Vgl. ebd., 92–99 (Text des Entmündigungsurteils).

⁴¹ 1911 wurde Paul Schwenzow (geb. 1864), Zementfabrikant in Unkel, als Vormund eingesetzt (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 37).

⁴² Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz* (wie Anm. 24), 74f.

nach Basel.⁴³ Ihr Nicht-Erscheinen trägt ihr die Anklage der Beamtenbeleidigung ein. Auch im grenznahen Basel ist sie nicht sicher; erneut ergreift sie die Flucht, um einer Entführung durch ihre Verwandten zu entgehen, die ihre Adresse herausgefunden haben. Nach einem zweiwöchigen Aufenthalt im Haus der Madame Sophie Matthey in Marin bei Neuchâtel⁴⁴ fährt sie zu Verwandten, erst nach Russland und später nach Estland. Im März 1896 versucht sie, über St. Petersburg nach Hause an den Rhein zu fahren. Dort erfährt sie, dass ihre Wertpapiere, die sie einer Vertrauten zur Aufbewahrung gegeben hat, beschlagnahmt sind. Über Nimwegen, wo sie sich als Fremde jedoch auch nicht sicher fühlt, fährt sie weiter nach Antwerpen. Nach sechs Wochen wird ihr Aufenthaltsort durch einen Brief an ihre Vertraute bekannt und sie flieht erneut – diesmal nach Amerika. Im Mai 1896 schiffte sie sich in Southampton nach New York ein, «fest entschlossen, lieber die Heimath und die gesellschaftliche Stellung zu opfern, als die Freiheit, dieses höchste irdische Gut, nach Ehre und Gewissen».⁴⁵

In den Vereinigten Staaten verfasst sie das Buch «Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz», in dem sie das Vorgehen der deutschen Justiz gegen sie minutiös beschreibt und anprangert. Auch über die Intrigen ihrer Familienangehörigen nimmt sie kein Blatt vor den Mund. Im Kampf gegen das ihr angetane Unrecht benutzt sie ihre historischen Fertigkeiten. Ende 1896 kehrt sie wieder in die Schweiz zurück und fängt an, in Zürich Geschichte zu studieren. Diese Stadt hat sie wohl deshalb gewählt, weil sie sich hier sicher vor einer Auslieferung an den preussischen Staat wusste.⁴⁶ 1898 wechselt sie an die Universität Bern.

Christine von Hoiningen-Huene und Ignaz von Döllinger

Christine von Hoiningen-Huenes erste Arbeit ist die Biographie über Amalie von Lasaulx, mit der sie mütterlicherseits verwandt war. Sie löste damit das der Oberin gegebene Versprechen ein, «nach ihrem Tode für ihr Andenken Sorge zu tragen».⁴⁷ Sechs Jahre lang arbeitete sie neben der Sorge für ihre Eltern daran, indem sie «die überall zerstreuten Erinnerungen an deren Leben und Wirken so sorgfältig wie möglich» zusammensuchte und zu einem Lebensbild zusammenstellte.⁴⁸ Das Buch erschien 1878 im Verlag Friedrich Andreas Perthes zu Gotha, den der Grossvater ihres späteren Mannes begründet hatte. Die zweite Auflage kam noch im gleichen Jahr heraus, die dritte Auflage (erschienen 1881) ist um weitere Quellen ergänzt.⁴⁹

Falls Christine von Hoiningen-Huene stolz war über den Erfolg ihres Buches, das zwischen 1879 und 1881 auf Schwedisch, Französisch, Englisch und Niederländisch erschien, so durfte sie es nicht nach aussen zeigen. Nicht einmal

⁴³ Vgl. ebd., 66.

⁴⁴ Vgl. ebd., 72.

⁴⁵ Ebd., 83.

⁴⁶ Vgl. ebd., 78.

⁴⁷ [Von Hoiningen-Huene], *Erinnerungen an Amalie von Lasaulx* (wie Anm. 5), 1878², VI.

⁴⁸ Ebd., V.

⁴⁹ [Von Hoiningen-Huene], *Erinnerungen an Amalie von Lasaulx* (wie Anm. 5), 1881³, VII.

ihren nächsten Verwandten konnte sie ein Exemplar des Buches zukommen lassen, denn ihre Eltern hatten ihr «die Bewahrung absoluter Anonymität zur Pflicht gemacht».⁵⁰ Erst nach deren Tod (1882) erschien die vierte Auflage 1891 unter ihrem Namen. Auch andere frühe Arbeiten, wie ein Beitrag über die (alt-katholische) Kirche von Utrecht, den sie im Winter 1883 verfasste⁵¹, sowie der bereits genannte Artikel über Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels erschienen anonym.⁵² Doch gab es ein paar Eingeweihte, die ihre Arbeit förderten und bei der Beschaffung von Material behilflich waren oder die ihrem historischen Interesse sympathisch gegenüberstanden.

Im Juli 1881 besuchte Christine von Hoiningen-Huene den Münchener Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger (1799–1890) und lernte damit den bedeutenden und von ihr bereits seit langem verehrten Gelehrten endlich persönlich kennen.⁵³ Der Besuch begründete einen fachlichen Austausch und freundschaftlichen Briefverkehr, der erst mit dem Tod Döllingers im Januar 1890 endete.⁵⁴ Ignaz von Döllinger war der *Spiritus rector* der alt-katholischen Bewegung. Er hatte 1869 und 1870 mit mehreren Veröffentlichungen massgeblich dazu beigetragen, dass diese Protestbewegung von Katholikinnen und Katholiken gegen die Dogmatisierung des Jurisdiktionsprimates und der Unfehlbarkeit des Papstes (1870) ins Rollen kam.⁵⁵ In ihrem Buch über Amalie von Lasaulx geht Christine von Hoiningen-Huene ausführlich auf die kirchengeschichtlichen Entwicklungen vor dem Ersten Vatikanum und auf die Oppositionsbewegung dagegen ein. Denn auch Sr. Augustine gehörte zu denen, die sich weigerten, die neuen Dogmen anzuerkennen, und deshalb mit Sanktionen belegt wurden.

Christine von Hoiningen-Huene stand der Alt-Katholischen Kirche nahe, rechnete sich selbst jedoch nicht zu deren Mitgliedern, obwohl sie eine Zeitlang alt-katholische Gottesdienste besucht hatte.⁵⁶ Ihre Biographie über die Bonner Oberin, ein paar weitere Schriften, ihre Freundschaft zu Döllinger und ihre öffentlich geäußerte Gegnerschaft gegen die neuen Dogmen hatten aber zur Folge, dass sie Anfang der neunziger Jahre, als ihre Scheidung im Gespräch war,

⁵⁰ Christine von Hoiningen-Huene an Julius Wegeler am 14. Juni 1878 (Privatbesitz Karin Bohlender, Urbar).

⁵¹ [Christine von Hoiningen-Huene], Die Kirche von Utrecht, in: Deutsch-evangelische Blätter, 9 (1884), 12, 793–829. Dass sie die Autorin war, blieb offensichtlich auch später unbekannt, vgl. De Oud-Katholiek, 1 (1885), 33–34; 10 (1894), 94. Der Aufsatz wurde auch ins Englische übersetzt, genauere Angaben sind mir nicht bekannt.

⁵² Von Christine von Hoiningen-Huene existiert ein eigenhändiges «Verzeichnis meiner bisher veröffentlichten Schriften» aus dem Jahr 1898 (StA Bern, BB IIIb 1289), spätere Beiträge wurden über einschlägige Verzeichnisse ermittelt.

⁵³ Vgl. Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 20. Juli 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29); Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 11. November 1881 (Bayerische Staatsbibliothek München [= BSBM], Doellingeriana II 1033). – Die Transkription des Briefwechsels Von Hoiningen-Huene – Döllinger besorgte lic.phil. et theol. Hubert Huppertz, Everswinkel.

⁵⁴ Der Briefwechsel wird voraussichtlich 2004 in der «Internationalen Kirchlichen Zeitschrift» veröffentlicht.

⁵⁵ Vgl. dazu ausführlich Berlis, Frauen im Prozeß der Kirchwerdung (wie Anm. 6).

⁵⁶ Vgl. von Hoiningen-Huene, Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz (wie Anm. 24), 21; 48.

unter Druck gesetzt wurde. In ihrem Wohnort Unkel war damals ein römisch-katholischer Pfarrer, «den man seiner Zeit eigens zu dem Zweck nach Unkel gesetzt hatte, um die altkatholischen Gesinnungen in diesem Ort von Grund aus zu vertilgen».⁵⁷ Pfarrer Johannes Heinrich Stolten (geb. 1836) war der Nachfolger Wilhelm Tangermanns (1815–1907), der sich 1871 der alt-katholischen Bewegung angeschlossen hatte und viel Sympathie in der Unkeler Bevölkerung genossen hatte. Christine von Hoiningen-Huene war sich darüber im Klaren, dass ihre Anschauungen, die im Gegensatz zu denen dieses ultramontanen Pfarrers standen, seinen «Eifer [...] reizen» mussten.⁵⁸ Er legte ihr denn auch nahe, falls sie eine «kirchliche Scheidung» wolle, müsse sie ihre Schriften öffentlich widerrufen und die Unfehlbarkeit anerkennen. Nur im Falle einer Nichtigkeitserklärung ihrer Ehe durch die Kirchenbehörde stand ihr die Möglichkeit offen, erneut eine Ehe einzugehen. Mit dem Gedanken einer neuerlichen Verheiratung aber spielte Christine von Hoiningen-Huene damals. Ihre Weigerung, sich öffentlich von ihrem Standpunkt zur Unfehlbarkeit zu distanzieren, hatte zur Folge, dass der Unkeler Pfarrer sich in ihre persönlichen Angelegenheiten einmischte.⁵⁹ Christine von Hoiningen-Huenes Avancen wurden von dem Erkorenen nicht erwidert. In der Anklage gegen sie wurden sie später als weiterer Beweis für ihre Liebestollheit gewertet.

Ignaz von Döllinger unterstützte die historischen Neigungen seiner jungen Freundin und brachte ihrer Arbeit grosse Wertschätzung entgegen. Im März 1885 schrieb er ihr voll Anerkennung über ihren anonym erschienenen Beitrag über die (alt-katholische) Kirche von Utrecht:

Doch nun zu Ihrem Aufsatz über die Utrechter Kirche. Ich habe ihn gleich am Tage des Empfangs in einem Zug und mit lebhaftestem Interesse gelesen, und der Eindruck war und ist noch bei mir: das ist das Beste, Gerechteste, was über die Utrechter Kirche geschrieben worden. Manches war mir selbst neu; die Ereignisse seit 1808 habe ich zum Theil erst von Ihnen kennen gelernt. [...] Ich wollte, Sie hätten vor Prof. Nippold über die U[trechter] Kirche geschrieben; sein Buch über diesen Gegenstand würde wesentlich gewonnen haben.⁶⁰

Die Wertschätzung Döllingers wird deutlich im Ton, den er Christine von Hoiningen-Huene gegenüber anspricht: Er betrachtet sie als ernstzunehmende Gesprächspartnerin, die ausgezeichnete Arbeit leistet, und gesteht ihr ohne Abstriche zu, ein Thema besser bearbeitet zu haben als sein renommierter Kollege.⁶¹

Was auffällt, ist, dass er sie *als Frau* zu weiteren wissenschaftlichen Studien ermutigt.⁶² Diese Ansicht wurde damals in Deutschland und anderswo nicht all-

⁵⁷ Ebd., 48.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 20. Juli 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29). Es geht um folgendes Buch: Friedrich Nippold, Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht. Geschichtliche Parallele zur altkatholischen Gemeindebildung in Deutschland, Heidelberg 1872.

⁶¹ Friedrich Nippold (1838–1918) war evangelischer Kirchenhistoriker, der in Heidelberg als ao. Prof., ab 1871 als o. Prof. in Bern und 1884–1907 in Jena lehrte.

⁶² Vgl. ihren eigenhändigen Lebenslauf (StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898).

gemein geteilt. Frauen waren einerseits als Verfasserinnen historischer Werke wie Biographien, Reiseberichte und Lokalgeschichten, die erzählerisch gut – manchmal auch in Form eines historischen Romans – aufgearbeitet waren, durchaus akzeptiert. Zugleich gab es aber eine weit verbreitete Gegnerschaft gegen Frauen als wissenschaftlich ausgebildete und arbeitende Historikerinnen, die gelegentlich sogar mit der Natur der Frauen begründet wurde.⁶³ Im einsetzenden Prozess der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft, die ihren Ausdruck in der Einrichtung historischer Seminare an den Universitäten fand, wurde Frauen die Kompetenz für wissenschaftliches Arbeiten abgesprochen. Nach 1850 entwickelte sich eine Trennung der Geschlechter. Der moderne, universitär geschulte und unparteiisch forschende professionelle Historiker war ein Mann. Frauen wurden höchstens als Amateurhistorikerinnen betrachtet, denen das historisch-kritische Handwerkszeug und der methodisch auf Fakten gerichtete Blick abging. Geschichtsschreibung über politisch-institutionelle Entwicklungen wurde zur Domäne der Männer, während die Frauen Geschichten aus ihrem eigenen Lebensbereich, über ihre Familie oder über heilige und berühmte Persönlichkeiten verfassten.⁶⁴ Das Forschen in Archiven erlangte einen höheren Stellenwert als eigene Beobachtung oder die Befragung von Augenzeugen.⁶⁵

Auch von Ignaz von Döllinger sind kritische Bemerkungen zum Schrifttum von Frauen überliefert. So schreibt er etwa zu einem 25bändigen Werk der Fürstin Caroline-Elisabeth von Sayn-Wittgenstein (1819–1887), der Dame fehle es nicht an Geist, Verständnis und Weltkenntnis, «aber um so mehr an Geschichtskennntniß, und die Irrthümer, in die sie auf diesem Gebiete verfällt, sind zahlreich, und üben sehr nachtheiligen Einfluß auf ihr Urtheil über kirchliche Dinge aus».⁶⁶ Auch seine Reaktion auf Christine von Hoiningen-Huenes Beitrag über Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, an dem er sich «ergötzt» hatte, spricht für sich:

En attendant beabsichtige ich Ihre Biographie zum zweitenmal zu lesen, mit aller Sorgfalt. Ich weiß nicht, ob mir das schon einmal mit dem Geistes-Erzeugniß einer Dame begegnet ist.⁶⁷

⁶³ So war etwa der renommierte deutsche Altertumswissenschaftler Georg Busolt (1850–1920) der Meinung, dass selbst die begabteste Frau aufgrund ihrer Natur «niemals sich zum Historiker eignen wird». Arthur Kirchhoff (Hg.), *Die Akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe*, Berlin 1897, 185. Zitiert nach Maria Grever, *Strijd tegen de stilte, Johanna Naber (1859–1941) en de vrouwenstem in geschiedenis*, Hilversum 1994, 94.

⁶⁴ Für eine Beschreibung der Entwicklung vgl. ebd., 94–119; Bonnie G. Smith, *The Gender of History: Men, Women, and Historical Practice*, Cambridge MA 1998.

⁶⁵ Gerda Lerner, *How the Historical Profession Became a Male Preserve*, in: *Journal of Women's History*, 11 (1999) 2, 221–223. Dieser Artikel ist eine Rezension von Smith, *The Gender of History*.

⁶⁶ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 3. Dezember 1883 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29). Es geht um folgendes Werk: *Causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Eglise*. Diese Apologie der katholischen Kirche wurde nie veröffentlicht. Die Autorin, eine geborene Russin, war seit 1848 mit dem Komponisten Franz Liszt (1811–1886) liiert.

⁶⁷ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 15. Dezember 1887 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

Im Briefwechsel zwischen Ignaz von Döllinger und Christine von Hoiningen-Huene wird die Frage der Bedeutung des Geschlechts bei der historischen Arbeit explizit zum Thema. Es zeigt sich, dass bei Christine von Hoiningen-Huene das Problem nicht in der mangelnden Unterstützung liegt – im Gegenteil, Döllinger und andere Historiker wie Carl Adolf von Cornelius (1819–1903), den sie ebenfalls 1881 in München kennengelernt hat, ermuntern sie sehr.⁶⁸ Der Gegenwind weht ihr von anderer Seite entgegen. Denn mit ihren historischen Ambitionen machte sie sich in ihren eigenen gesellschaftlichen Kreisen nicht gerade beliebt. Hier wurde manch abfälliges Urteil über «bücherschreibende Damen» gefällt.⁶⁹ Aber das Problem lag noch tiefer: Auch sie selbst hatte sich dieses Urteil zueigen gemacht und verinnerlicht. So schreibt sie am 28. September 1881 an Döllinger:

Ich muß ihnen eingestehen, daß ich mich wieder *sehr* mit meinem alten Abscheu gegen alle Damengelehrsamkeit herumschlage, die mir wieder wie ein Unding vorkommt, das gar keine Berechtigung zu existiren in der Welt hat. Als Gegenmittel wiederhole ich mir wohl zuweilen, was Sie mir über meine kleinstädt[ischen] Anschauungen gesagt haben; aber immer hilft's nicht. Eine unserer liebsten Bekannten aus den hiesigen eingesessenen Familien demonstriert mir immer mit fürchterlichem Eifer vor, wenn (man) dann das Glück habe, einen alten Namen zu besitzen, dann sei es unpassend, sich mit Büchern abzugeben [...]. Jene lächerliche Äußerung ist aber wirkl[ich] die durchschnittliche Anschauung, die hier [...] herrscht.⁷⁰

Döllinger hatte schon lange von Hoiningen-Huenes «eminente Begabung» zu schriftstellerischer Tätigkeit entdeckt.⁷¹ Seine Antwort lautete folgendermassen:

Ich bin überzeugt Sie durchschauen und überschauen die kleine Gefühls- und Gedankenwelt, in der sich diese Seelchen bewegen, und denken wie ich, daß wir, männlich oder weiblich, berufen sind, dem Beruf uns zu widmen, in welchem wir unsern Mitmenschen am Besten nützen, und uns selbst am meisten befriedigen können.⁷²

Sie solle – so Döllinger – dem «Urtheil von 200 mit Putz, Tanz, Koketterie und Klatsch ihre Tage ausfüllenden Damen [...] die Ansicht von vier oder fünf Ihnen bekannten und Sie ermunternden Männern» entgegenstellen.⁷³ Ihre Entscheidung werde, so erwarte er von ihr, «anderswo als auf den Zungenspitzen Ihrer Bekannten liegen».⁷⁴

⁶⁸ Mit ihm und seiner Frau Elisabeth geb. Simrock (1829–1907) war sie wohl näher bekannt. In seinem Nachlass sind zwei Photos von ihr erhalten (BSBM, NL Cornelius; eines davon ist abgedruckt bei Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank* (wie Anm. 14), 96); in ihrem eigenen Nachlass befindet sich ein kurzes Schreiben des Ehepaars Cornelius vom 20. Januar 1897, von ihr selbst mit dem Zusatz versehen «sehr wichtiges Zeugniß» (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 22).

⁶⁹ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 22. Oktober 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷⁰ Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 28. September 1881 (BSBM, Doellingeriana II 1033).

⁷¹ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 18. April 1884 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷² Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 22. Oktober 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Ebd.

Döllinger bestärkte sie darin, ihrer Berufung zur historischen Profession zu folgen.⁷⁵ Christine von Hoiningen-Huene tat dies zunächst auf Umwegen. Döllinger schlug ihr vor, sie möge ein Werk über die Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts zu ihrem Lebenswerk machen.⁷⁶ Gleichzeitig ermahnte er sie, sich von ihrem «glühende[n] Eifer, sich für andre aufzuopfern», nicht dazu verleiten zu lassen, «Ihre goldene Freiheit, eines der höchsten irdischen Güter, dahin zu geben».⁷⁷ Hätte sie seiner Aufforderung, «seien Sie Ihre eigene Königin und Bischöfin!» vor ihrer Verhelichung Folge geleistet, wäre ihr Leben wohl anders verlaufen.⁷⁸ Aber sie hatte anderen Plänen Vorrang gegeben: der Begründung eines Familienlebens.

Erst nach dem Scheitern dieser Pläne und den damit verbundenen erheblichen persönlichen Konsequenzen für sie hat sie sich voll und ganz der Geschichtswissenschaft zugewandt, die sie nunmehr von der Pike auf erlernte, ohne dabei allerdings ihren literarischen, gewandten Stil aufzugeben.

Ignaz von Döllinger hat die Scheidung und Entmündigung seiner hochgeschätzten Freundin nicht mehr miterlebt. Er starb am 10. Januar 1890 in München.

Die Historikerin

Christine von Hoiningen-Huene gehört zur ersten Generation von Frauen, die einen Doktorgrad erwarben und wissenschaftlich arbeiteten. Mehrere ihrer Arbeiten sind Themen gewidmet, die auch für die Kirchengeschichte relevant sind. Am 11. November 1881 schreibt sie an Döllinger über ihre Beziehung zur Kirchengeschichte: «Wenn Sie mir über Kirchengeschichte sprachen, hatte ich stets d[ie] Empfindung, über d[er] Erde zu fliegen u[nd] alle Dinge von oben herab anzusehen».⁷⁹ Diese Bemerkung zeigt, wo ihr Herzblut floss. Allerdings fühlte sie sich zu dieser Zeit der ihr von Döllinger angetragenen Aufgabe, sich dem 17. Jahrhundert zuzuwenden, noch nicht gewachsen. Zwei Monate zuvor, am 4. September 1881, hatte sie ihm geschrieben:

Liebe zur Sache habe ich wohl genug u[nd] Gefühl dafür leider mehr wie genug; denn das Geschick dieser längst dahin gegangenen Menschen verursacht mir oft einen Schmerz, den ich bis in d[ie] Fingerspitzen hinein fühle; es ist mir, als känn-

⁷⁵ Hinzuweisen ist hier auch auf seine Beziehung zur Historikerin und Schriftstellerin Charlotte Blennerhassett (1843–1917): Ignaz von Döllinger – Charlotte Lady Blennerhassett. Briefwechsel 1865–1886, (Ignaz v. Döllinger Briefwechsel, 4), hg. von Victor Conzemius, München 1981.

⁷⁶ Vgl. von Hoiningen-Huene, Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz, 6. Vgl. auch ihren eigenhändigen Lebenslauf (StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898).

⁷⁷ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 2. April 1887 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷⁸ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 15. Dezember 1887 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷⁹ Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 11. November 1881 (BSBM, Doellingeriana II 1033).

te ich sie persönl[ich] und könnte bis in das innerste Gewebe ihrer Motive hineinschauen od[er] vielm[ehr] hineinfühlen. Soweit wäre alles gut, aber was das Wissen der positiven Thatsachen angeht, da sieht es arg jämmerl[ich] bei mir aus.⁸⁰

Döllinger bestärkte sie daraufhin nur noch mehr, dass sie diesem Thema wirklich gewachsen sei. Ihre Dissertation und mehrere andere ihrer Veröffentlichungen beweisen es; sie griff Döllingers Anregung auf und wandte sich in den Folgejahren dem 17. Jahrhundert zu.⁸¹ Auch wenn ihre Dissertation keine kirchenhistorische, sondern eine profanhistorische Arbeit ist, spielen darin auch kirchengeschichtlich relevante Momente eine Rolle. Die zentrale Figur in der Doktorarbeit ist der niederländische Gesandte Pieter Valkenier (1641–1712), der sich im 17. Jahrhundert sehr für die Privilegien der Waldenser einsetzte.

Wie obiges Zitat zeigt, war Christine von Hoiningen-Huene sehr am Lebensschicksal historischer Personen interessiert und veröffentlichte mehrere biographische Artikel, etwa über den Jesuiten Petrus Canisius (1521–1597)⁸² und über die Gelehrte und Philosophin Sophie Herzogin von Hannover (1630–1714).⁸³ In dem Gespräch, das sie 1893 mit dem Irrenarzt Dr. Pelmann führte und das er seinem Gutachten zugrunde legte, kamen auch ihre biographischen Arbeiten zur Sprache. Pelmann versuchte ihr in dieser Unterredung zu unterstellen, dass sie an Einbildungen leide, da Schriftstellerinnen «doch meistens eingebildet und phantastisch» seien.⁸⁴ Ihre Antwort ist aufschlussreich für ihr Berufsverständnis. Sie stellt klar, dass sie sich selbst nie als Schriftstellerin gesehen habe. Es ging ihr in ihrer historischen Arbeit um die Darstellung von Wahrheit:

Nein ich leide durchaus nicht an Einbildungen. Ich bin auch keine Schriftstellerin. Ich habe ein paar biographische Sachen geschrieben, zu denen gerade eine besondere Veranlassung vorlag, aber ich habe niemals etwas geschrieben, wozu Phantasie gehört, keine Novellen oder Romane, nicht einmal Gedichte gemacht, nur ein paar historische Sachen, wo es nicht auf Phantasie, sondern auf Wahrheit ankommt.⁸⁵

Dieses Verständnis von Wahrheit ist für ihre Arbeit als Historikerin grundlegend. Es gilt als Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens. Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, dass der Drang, alle Geschehnisse ihres persönlichen Lebens wahrheitsgemäss darzustellen und deshalb keinerlei Tratsch oder Gerede über sie zu dulden, für sie persönlich zur Katastrophe führte und sie am Ende in der Öffentlichkeit als Person unglaubhaft machte.

Gleichzeitig war wiederum die Entmündigung die Ursache, dass sie sich nunmehr weitaus mehr der historischen Arbeit verschreiben musste, als sie dies viel-

⁸⁰ Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 4. September 1881 (BSBM, Doellingeriana II 1033).

⁸¹ Vgl. ihren eigenhändigen Lebenslauf (StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898).

⁸² Christine von Hoiningen-Huene, Der Jesuit Petrus Canisius, in: Preussische Jahrbücher 99 (1900), 206–231.

⁸³ [Christine von Hoiningen-Huene], Bekenntnisse einer deutschen Prinzessin, in: Vom Fels zum Meer (1886/87), Bd. 1, Sp. 756–764. Der Beitrag erschien unter dem Namen ihres Vaters (A. Huene).

⁸⁴ Von Hoiningen-Huene, Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz (wie Anm. 24), 37.

⁸⁵ Ebd.

leicht sonst getan hätte. Ohne Entmündigung hätte ihr Leben vielleicht so ausgesehen, wie sie es sich gewünscht hat: in der Sorge für andere oder der Führung eines Haushalts und gleichzeitigem Schreiben. Da sie infolge der Entmündigung aber kaum Einkünfte hatte und nicht selbständig auf ihr ererbtes Vermögen zurückgreifen konnte, musste sie nunmehr selbst für Ihren Lebensunterhalt sorgen. Trotz der ihr angedichteten «Geisteskrankheit» verdiente sie sich Geld mit historischen Auftragsarbeiten. Nach der Jahrhundertwende beschäftigte sie sich viel mit der Erforschung der Genealogie schweizerischer Adelsgeschlechter.⁸⁶ Bis kurz vor ihrem Tod veröffentlichte sie verschiedene kleinere und grössere historische Studien. Ausserdem arbeitete sie seit April 1904 als ständige Mitarbeiterin beim Luzerner «Tages-Anzeiger».⁸⁷ Vergeblich hat sie sich auch um andere Beschäftigungen bemüht; 1903 bewarb sie sich an der evangelischen Mädchenschule Brocken in Männedorf (Kanton Zürich), kam aber, da sie kein Lehrerinnen-Patent vorweisen konnte, nicht in die nähere Auswahl.⁸⁸

Neben ihrer historischen Arbeit spielte der Kampf gegen die Entmündigung eine wichtige Rolle in ihrem Leben. 1902 verblieb Christine von Hoiningen-Huene einige Zeit in der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt zu Grafenberg bei Düsseldorf.⁸⁹ Möglicherweise tat sie dies, um die Aufhebung der Entmündigung zu bewirken. 1903 wurde ein solcher Antrag abgelehnt, am 19. November 1906 änderte das Landgericht Neuwied das Urteil zwar von Geisteskrankheit in «Geistesschwäche», hob aber die Entmündigung selbst nicht auf.⁹⁰ Am 21. Januar 1920 starb sie in Zürich; die Urne mit ihrer Asche wurde im elterlichen Grab auf dem Alten Friedhof in Bonn beigesetzt.⁹¹

Resümee

Christine von Hoiningen-Huene ist eine von vielen Frauen, deren Leben und Werk in die Spirale des Vergessens hineingeraten sind. Dies hing auch mit ihrer Entmündigung zusammen, die als Makel an ihrer eigenen Biographie haften blieb.

Deren Ursache lag nicht nur daran, dass sich ihre Familienmitglieder ihrer entledigen wollten, sondern auch in ihrem eigenen Verhalten. Die Suche nach

⁸⁶ Im Auftrag der Kantonsbibliothek Graubünden in Chur stellte sie 1911 die bündnerischen Familien zusammen, die seit dem 15. Jahrhundert in den Adelsstand erhoben wurden (NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 18; 53). Vgl. Christine von Hoiningen-Huene, Die Täscher- oder Tascherfrage, in: Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, 47 (1919), 85–138. Im Familienarchiv in Schleswig befinden sich 29 Hefte aus den Jahren 1905 bis 1916 mit handschriftlichen Exzerpten und Notizen zu diesem Thema (frdl. Mitteilung von Heiner Baron von Hoyningen-Huene, Schleswig, 11. April 2002).

⁸⁷ Redakteur Tschanz am 9. Dezember 1904 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 55).

⁸⁸ Vgl. NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 63.

⁸⁹ Vgl. NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 20; 28.

⁹⁰ Beschluss des Amtsgerichts Linz am 1. Juli 1903 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 34); Urteil des Landgerichts Neuwied, 19. November 1906 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 43).

⁹¹ Zur Urnenbeisetzung vgl.: Stammtafeln der Freiherrlichen Familie von Hoiningen/Hoyningen gen. Huene, zusammengestellt durch Anselm August Freiherr von Hoiningen gen. Huene, Bonn 1871, 3. berichtigte und vervollständigte Auflage, Regensburg 1951.

Wahrheit hat in ihrem Leben eine grosse Rolle gespielt. Ihr Streben nach wahrheitsgemässer Darstellung von Sachverhalten war für ihre wissenschaftliche Arbeit als Historikerin unabdingbar. Für ihr persönliches Leben aber hatte ihr Drang, das, was für sie Wahrheit war, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen, katastrophale Folgen. Als Frau hatte sie nach dem geltenden gesellschaftlichen Verhaltenskodex wenig Spielraum zu eigenverantwortlichem Handeln. Mit ihren Versuchen, sich ihr Recht auf dem Prozessweg einzuklagen, hat sie den Bogen dieser gesellschaftlichen Toleranzgrenzen überspannt. Ihre Prozessfreudigkeit, die vielleicht sogar als Prozesssucht bezeichnet werden muss, war vor ihrem eigenen Entmündigungsprozess gross. Zudem hatte sie das Pech, dass sich ihre Partnerwahl nicht nur als nicht standesgemäss, sondern obendrein als äusserst unglücklich erwies und sich so am Ende gegen sie kehrte. Sie war eine Frau, die es sich selbst und ihren Mitmenschen nicht leicht machte und der am Ende nur wenig Freunde blieben. Einer dieser Freunde war Ignaz von Döllinger, der ihre Begabung als Historikerin erkannt und sie darin bestärkt hat. Er hat ihr die Tür zum Studium der Geschichtswissenschaft gewiesen, einen Weg, der vor ihr offen lag, als andere Türen hinter ihr ins Schloss fielen.

Aus heutiger Perspektive über sie zu urteilen, fällt nicht leicht. Denn die Grenzen zwischen Wahn und Wirklichkeit sind aufgrund der Dokumente, die überliefert sind, nicht einfach zu bestimmen. Sie zeugen von einer Frau, die ihr Leben lang für ihre Freiheit gekämpft hat, manchmal gegen Windmühlen, manchmal gegen reale Bedrohungen. Christine von Hoiningen-Huene ist keine einfach einzuordnende, sondern eine tragische Heldin, deren Lebenstraum durch ihr eigenes Handeln, aber auch durch das Zutun anderer, denen sie zu unbequem wurde, gescheitert ist. Der gesellschaftliche Spielraum, der ihr als Frau zugestanden wurde, war für sie zu knapp bemessen. Sie sprengte mit ihrem Verhalten dieses Korsett und entkam deshalb nur knapp der Zwangsjacke der Geisteskranken. Ungeschoren aber kam sie trotz ihrer Flucht ins Ausland nicht davon, ihre Lebensführung wurde auf andere Weise eingeschnürt: durch ihre Entmündigung.

Aber Christine von Hoiningen-Huene hat den Siegern ein Schnippchen geschlagen. Denn sie hat das erlernte historische Handwerkszeug dazu benutzt, in ihrem Buch über das Entmündigungsgesetz ihre Demütigung für die Nachwelt minutiös festzulegen. Damit hat sie ihr Können zum Kampf gegen das ihr ange-tane Unrecht genutzt und gleichzeitig exemplarisch die Ungerechtigkeit des ganzen Systems aufgezeigt.

Aber sie hat noch mehr getan: Sie hat dafür gesorgt, dass ihr Nachlass und damit ihre ganze persönliche Geschichte in einem Archiv der Nachwelt erhalten geblieben ist. Ein Archiv ist ein «von menschlichen Gedächtnissen abgekoppelter Wissensspeicher».⁹² Es ist das «materiell fixierte aber eben ausgelagerte Gedächtnis einer Gesellschaft. Es weiß alles, was die Menschen vergessen haben,

⁹² Aleida Assmann, Zur Problematik von Erinnern und Erben, in: Eva Schulz-Jander u.a. (Hg.), *Erinnern und Erben in Deutschland. Versuch einer Öffnung*, Kassel 1999, 148–166, hier 158.

bzw. nicht mehr erinnern müssen».⁹³ Indem das ausgelagerte Wissen wieder entdeckt und gelesen wird, kann es aktualisiert und so erneut ein Teil unserer Erinnerung werden. Dadurch, dass Christine von Hoiningen-Huene einen Nachlass hinterlassen hat, hat sie dafür gesorgt, dass die Schattenfrau und ihre persönliche Geschichte eines Tages wieder ans Licht treten würde – eine Erwartung, die sich infolge des Interesses der historischen und historisch-theologischen Frauen- und Geschlechterforschung an der Aufarbeitung weiblicher Biographien und Lebenszusammenhänge erfüllt hat.⁹⁴

Zwischen Korsett und Zwangsjacke: Die Historikerin Christine von Hoiningen-Huene (1848–1920)

Die Historikerin Christine von Hoiningen gen. Huene (1848–1920) gehört zu den ersten Frauen, die Ende des 19. Jahrhunderts in Bern (Schweiz) promoviert wurden. Die Autorin beschreibt Lebensweg und Werk der heute praktisch vergessenen deutschen Historikerin, die von ihrer Familie entmündigt wurde und in die Schweiz floh. Trotz ihrer «Geisteschwäche» verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt mit historischen Arbeiten. Im Beitrag kommen Themen wie die Entwicklung des Frauenstudiums, die Professionalisierung der Geschichtsschreibung und die Situation katholischer Oppositioneller nach dem Ersten Vatikanum (1869/70) zur Sprache. Beschrieben wird die Beziehung Hoiningen-Huene zu dem Münchener Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger, der sie in ihrer Neigung zur wissenschaftlichen historischen Forschung bestärkte.

Methodisch wird in diesem Beitrag aufgezeigt, wie schwer Personen, die bereits in ihrer eigenen Zeit marginalisiert wurden, in späteren Zeiten der «Spirale des Vergessens» entrissen werden können.

Between a corset and a strait-jacket: The historian Christine von Hoiningen-Huene (1848–1920)

The historian Christine von Hoiningen-Huene (1848–1920) was one of the first women to be awarded a doctoral degree in Bern, Switzerland, towards the end of the nineteenth century. This article examines the life and work of this German historian, today almost forgotten, whose family placed her under legal restraint because they considered her to be mentally ill. Having fled to Switzerland, she was able, despite her «mental weakness» to earn her living from historical writing. The article focuses on themes such as the development of women's studies, the professionalization of historiography during the nineteenth century, and the situation of catholic opponents after the first Vatican Council (1869/70). It also considers the relationship between Christine von Hoiningen-Huene and Ignaz von Döllinger, the well-known church historian who encouraged her to pursue her historical research.

Methodologically, the article demonstrates the difficulty of wresting from oblivion figures who were marginalised during their lifetime.

Entre corset et camisole de force: l'historienne Christine von Hoiningen-Huene (1848–1920)

L'historienne Christine von Hoiningen-Huene, (1848–1920) fait partie des premières femmes qui ont pu accéder aux grades académiques à la fin du XIX^e siècle à l'université de Berne (Suisse). L'étude décrit l'itinéraire et œuvre de cette historienne allemande, aujourd'hui pratiquement oubliée, qui fut mise sous tutelle par sa famille et chercha refuge en Suisse. Malgré sa prétendue «faiblesse d'esprit» elle gagna sa vie en s'adonnant à des

⁹³ Ebd.

⁹⁴ So hat etwa Franziska Rogger in ihrer Arbeit über die ersten Studentinnen der Universität Bern Ch. von Hoiningen-Huene's Promotion und Lebensschicksal erwähnt, vgl. Rogger, *Der Doktorhut im Besenshrank* (wie Anm. 14), 95f. 225. Ein Lemma zu ihr wird im *Historischen Lexikon der Schweiz*, Bd. 6, vorauss. 2007 erscheinen.

travaux historiques. L'article prend en compte plusieurs thèmes comme le développement des études chez les femmes, la professionnalisation de l'histoire et la situation des opposants catholiques après le Concile Vatican I (1869/70). Il décrit les liens entretenus par Hoiningen-Huene avec le célèbre historien ecclésiastique de Munich, Ignaz von Döllinger qui l'encouragea à suivre ses inclinations pour la recherche historique.

Sur le plan méthodique, cet article montre que les personnes marginalisées en leur temps échappent plus tard difficilement à la «spirale de l'oubli».

Schlüsselbegriffe – Keywords – Mots clés

Christine von Hoiningen-Huene (1848–1920), Ignaz von Döllinger (1799–1890), Frauenstudium – women's studies – études des femmes, historische Erinnerung/Gedächtnis – historical memory – mémoire historique, Opposition gegen das Erste Vatikanum – opposition to the first Vatican Council – opposition au Vatican I.

Angela Berlis, Dr. theol., Dozentin am Alt-Katholischen Seminar, Theologische Fakultät Utrecht; arbeitet derzeit an einem historischen post-doc-Forschungsprojekt an der Theologischen Fakultät Tilburg/Niederlande.